



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Zelle, Georg: Französisches Parteiwesen : 4. Die Parteien während des
Kaiserthums und nach dem Sturze desselben.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Französisches Parteiwesen.

Von Georg Zelle.

4. Die Parteien während des Kaiserthums und nach dem Sturze desselben.

Der Sturz der Julidynastie war das Ergebnis eines lange geplanten und vorbereiteten revolutionären Staatsstreichs der Republikaner und Socialisten, dessen Gelingen indessen wesentlich bedingt war von der Mitwirkung derjenigen Partei, die zwar Alles aufbot, um Guizot zu stürzen, aber keineswegs das Königthum in den Sturz des glühend gehaltenen Ministers zu verwickeln wünschte. Die Republikaner hatten, so lange ihnen das meist orleanistisch gesinnte Bürgerthum als geschlossene Einheit gegenüber trat, bei allen gewaltsamen Angriffen gegen das Königthum stets den Kürzeren gezogen. Es war ihnen zwar oft ohne besondere Schwierigkeit gelungen, eine Gmeute anzustiften, sie aber zur Revolution zu steigern hatten sie nicht vermocht, so lange jeder Aufstandsversuch für die Anhänger des constitutionellen Systems das Signal wurde, sich fester um den Thron zu schaaren. Durch die Erfahrung gewizigt, standen sie daher von einer Kriegführung ab, die einerseits die Wachsamkeit der Regierung schärfte und die monarchischen Parteien wenigstens gelegentlich zu festem Zusammenhalte mahnte, andererseits aber in Folge der beständigen Niederlagen die revolutionären Massen mit Mißtrauen gegen die Führer und dem Bewußtsein der eigenen Schwäche erfüllte und daher entmuthigte. Man bedurfte für den Angriff einer sorgfältigen Vorbereitung und einer breiteren Operationsbasis, als die Clubs und heimlichen Verbindungen sie boten. Es kam darauf an, im Bürgerthum selbst Boden zu gewinnen und die dynastische Opposition auf revolutionäre Pfade zu locken. Der starre Widerstand Guizots selbst gegen eine gemäßigtere Reform des oligarchischen Wahlgesetzes lieferte denn auch den Stoff zu einer Aufregung, die von den Republikanern und Socialisten geschickt benutzt wurde, um alle Unterschiede innerhalb der Opposition so weit zu verwischen, daß alle,

auch die monarchischen Schattirungen derselben in geschlossenen Reihen zum Angriffe vorgingen. Von dem Augenblicke an, wo die dynastische Linke an der Banket-Agitation sich betheiligte, war denn auch ein ernster Zusammenstoß mit der Regierung unvermeidlich geworden. Die orleanistischen Mitglieder der Coalition hegten zwar den Wunsch, es bei Demonstrationen bewenden zu lassen und auf dem gesetzlichen Boden zu beharren. Die Republikaner waren aber eben so fest entschlossen, aus der Demonstration eine Revolution hervorgehen zu lassen. Sie gingen rücksichtslos vor, in der Voraussetzung, daß das liberale Bürgerthum, nachdem es unter Odilon Barrot's Führung sich in die Banket-Bewegung gestürzt hatte, unfähig sein werde, selbst Halt zu machen, geschweige denn dem Sturm Halt zu gebieten. Die Berechnung der Republikaner erwies sich auch als vollkommen richtig. Als die Liberalen den Abgrund erblickten, an den sie sich hatten ziehen lassen, waren sie nicht mehr im Stande, sich entschieden von den Republikanern los zu sagen; sie suchten zwar der Bewegung ihren antidynastisch revolutionären Charakter zu nehmen; sie suchten den Conflict in eine zwischen ihnen und dem Ministerium streitige Rechtsfrage zu verwandeln; aber diese verspäteten Bemühungen waren vergeblich. Der Schlag, der Guizot hatte treffen sollen, zerschmetterte das Königthum: die Republikaner hatten das lange vergeblich erstrebte Ziel durch geschickte Benutzung der in der Orleanistenpartei herrschenden Spaltungen erreicht.

In der Republik trat nun sofort eine neue Gruppierung der Parteien ein. Die Rolle, welche während der Monarchie die „anständigen“ Republikaner gespielt hatten, übernahmen jetzt die Socialdemokraten und Communisten, kurz alle die unter dem Gesamtnamen der rothen Republikaner zusammengefaßten Elemente, die bis dahin in den Clubs und der Presse zwar auf die Massen einen großen Einfluß geübt hatten, in der Kammer aber nur durch wenige Führer, wie Ledru Rollin, vertreten gewesen waren. Ihr entscheidendes Eingreifen in den Februartagen machte sie auf einige Tage zu Herren der Hauptstadt. Sofort trat ihnen aber eine Coalition der sämtlichen gemäßigten Elemente gegenüber, deren Zusammenwirken es gelang, wenigstens der Alleinherrschaft der rothen Republikaner vorzubeugen. Die „alten Parteien,“ deren Spaltung an dem Sturze Ludwig Philipps die Schuld trug, vereinigten sich, wenn auch nur vorübergehend und ohne gegenseitiges Vertrauen, mit den gemäßigten Republikanern gegen die Socialisten, denen man jedoch einen bedeutenden Antheil an der provisorischen Regierung zugestehen mußte, so daß innerhalb der Regierung selbst die Gegensätze sich aufs erbittertste bekämpften, durch ihren Kampf die Verwaltung völlig lahm legten und der Anarchie den weitesten Spielraum gewährten. Cavaignac's Sieg in den Junikämpfen beseitigte die augenblickliche Gefahr, beschwichtigte

aber keineswegs die Besorgnisse der bestehenden und aus Furcht im conservativen Fahrwasser segelnden Classen, die sich mehr und mehr von der Republik abwandten und an eine monarchische Restauration dachten, weil sie nur von der Monarchie einen nachhaltigen Schutz gegen die Anarchie erwarteten. Aber wer sollte der neue Monarch sein? Raum wurde die dynastische Frage berührt, so machte der Gegensatz zwischen den Legitimisten und Orleanisten wieder sein Recht geltend. Auch würden sie selbst, wenn ihnen gelungen wäre, sich unter einander zu verständigen, doch nicht im Stande gewesen sein, das Mißtrauen, das damals gegen die sämtlichen Zweige der alten Königsfamilie herrschte, zu überwinden: ein Mißtrauen, dem selbst aufrichtige Anhänger des monarchischen Princips sich nicht zu entziehen vermochten, weil sie sich nicht verhehlen konnten, daß eine restaurirte Monarchie immer der Gefahr ausgesetzt ist, haltlos zwischen Schwäche und Gewaltthätigkeit, zwischen Popularitätshaschen und sehnsuchtsvollem Rückblick nach abgelebten Zuständen, hin und her zu schwanken. Die Restauration ist nun einmal unter allen Umständen ein unsicheres und gefährliches politisches Experiment.

Die Parteien, die seit 1815 über die Geschicke Frankreichs entschieden hatten, waren völlig unfähig, auf die Massen Einfluß auszuüben. Aber auch die gemäßigten Republikaner waren rasch verbraucht. Von den Conservativen vorgeschoben, wo es galt, die revolutionäre Bevölkerung der Hauptstadt in Zaum zu halten, hatten sie sich gründlich überworfen mit den rothen Republikanern, deren Mitwirkung sie doch bei den unvermeidlichen, in Aussicht stehenden Kämpfen gegen die Reaction schlechterdings nicht entbehren konnten. So schrumpften sie, gerade wie die Anhänger der Monarchie, zu einer parlamentarischen Partei zusammen, während die große Masse des Volkes von ganz andern Führern gelenkt wurde. In Paris und überhaupt in den großen Städten beherrschten, wie schon bemerkt, die Socialisten die Masse, auf dem Lande der immer lecker sich vordrängende Bonapartismus im Verein mit der Geistlichkeit, die grade dann in Frankreich den kräftigsten Aufschwung zu nehmen pflegt, wenn die öffentliche Meinung sich einbildet, sie für immer zu den Todten geworfen und eingesargt zu haben. In Wahrheit hat die Geistlichkeit ihren Einfluß auf einen großen Theil des Volkes niemals ganz verloren. Während der Restauration hatte sie mit glühendem Eifer die Sache der legitimen Monarchie vertreten; sie hatte mit Leidenschaft die Identität der katholischen und monarchischen Interessen, die Solidarität von Thron und Altar verfochten; sie und ihre weltlichen Parteigänger hatten die Reaction gegen das revolutionäre Princip, unter welchem Namen man die Gesamtbildung der Gegenwart verstand, in ein mit äußerster Consequenz durchgearbeitetes System zusammengefaßt. Selbst der in kirchlichen Dingen sehr unbefangene, bei den Strenggläubigen als Voltairianer verrufene Ludwig XVIII.

hatte ihrer Bundesgenossenschaft nicht zu entrathen vermocht. Seinen bigotten Nachfolger hatte die ultrakirchliche Partei stets als einen der Ihrigen angesehen. Völlig entsprach er als König den Erwartungen der Geistlichkeit allerdings nicht, da seiner Ergebenheit gegen die Kirche und ihre Diener seine despotischen Triebe einigermassen das Gegengewicht hielten. Nichtsdestoweniger aber war der Einfluß der clericalen Tendenzen in den Regierungskreisen außerordentlich groß.

Indessen war gerade durch die herrschsüchtige Einmischung des Clerus in die Staatsangelegenheiten und durch sein enges Bündniß mit der politischen Reaction das Ansehen der Kirche in der öffentlichen Meinung sehr erschüttert worden; der Einfluß der Kirche auf die Gemüther, der unmittelbar nach der Rückkehr der Bourbonen sehr groß gewesen war, hatte in dem Maße abgenommen, als die politische Macht der Kirchenfürsten gewachsen war. Kirche und Thron hatten sich nach der romantisch-reactionären Theorie gegenseitig stützen sollen. In Wahrheit hatte aber der Thron die Kirche, die Kirche den Thron compromittirt. In der Julimonarchie änderte sich dies Verhältniß: die neue Regierung gestattete den kirchlichen Elementen keinen directen Einfluß auf die Verwaltung, sie galt sogar vielfach für entschieden kirchenfeindlich.

Diese Ansicht war zwar übertrieben, aber Thatsache war es allerdings, daß die Geistlichkeit von der Theilnahme an der Herrschaft völlig ausgeschlossen war und daß selbst der conservativen Partei ein Tendenzbündniß mit dem Clerus fern lag. Die Kirche war klug genug, sich in die Verhältnisse zu schicken. Sie verzichtete auf jeden Versuch, sich an der Leitung des Staates unmittelbar zu betheiligen; sie vermied, die argwöhnische Aufmerksamkeit der öffentlichen Meinung auf sich zu lenken. Aber um so eifriger wirkte sie im Stillen. Vor Allem suchte sie, auf die von der Verfassung gewährleistete Freiheit des Unterrichtswesens sich berufend, der Erziehung der Jugend sich zu bemächtigen. Und mit glänzendem Erfolge. Die unter Martignacs Verwaltung vertriebenen Jesuiten waren, wenn auch unter falschem Namen, zurückgekehrt und hatten ihre Unterrichtsanstalten wieder geöffnet, die bald ebenso in Aufnahme kamen, wie die von verwandten religiösen Gesellschaften geleiteten Erziehungsanstalten für das weibliche Geschlecht. Zwar mußten sie nach langwierigen Verhandlungen der von der öffentlichen Meinung gedrängten Regierung mit dem Papste, auf die Weisung des römischen Stuhls ihre Anstalten schließen. Wesentlich geändert wurde aber Nichts dadurch, da sie unter neuer Maske neue Anstalten gründeten, die seltsamer Weise auch von der Jugend der durchaus „voltairisch“ gesinnten Kreise besucht wurden. Es fing eben, seit der Clerus nicht mehr als politische Macht gefürchtet wurde, an, in der gebildeten Welt Modefache zu werden, sich mit der Kirche in ein gutes Verhältniß zu setzen, wobei von einer Vertiefung des religiösen

Bewußtseins natürlich durchaus nicht die Rede war. Die Kirche, sobald sie nur auf die Herrschaft im Staate verzichtete, erschien selbst freigeistig gesinnten und religiös indifferenten Staatsmännern als eine der Grundlagen der gesellschaftlichen Ordnung.

So hatte sich das Verhältniß der Kirche zur Julimonarchie allmählig ziemlich günstig gestaltet. Ueber die legitimistischen Neigungen eines Theils des Clerus konnte die Regierung hinwegsehen, seit die legitimistische Partei ihre Selbständigkeit in dem Bündniß mit den äußersten liberalen Parteien eingebüßt hatte. Im Ganzen wirkte der Clerus im conservativen Sinne und das um so eifriger, da das Beispiel Lamennais ihn mit tiefem Mißtrauen erfüllt hatte gegen jeden Versuch, dem politischen Liberalismus oder vielmehr Radicalismus eine Stätte auf kirchlichem Boden zu bereiten. Lamennais, einst der glühende Vertreter des schroffsten Kirchenthums, hatte, zum Theil wohl angeregt durch St. Simonistische Ideen, die Kirche zur Trägerin der Freiheit und des demokratischen Princips machen wollen. Aber je tiefer er sich in seine demokratischen Ideen eingesponnen, um so weiter hatte er sich von dem kirchlichen Standpunkt entfernt, von dem er ausgegangen war; es war von dem Kirchenthum eben Nichts übrig geblieben als die religiöse Färbung seiner Lehre und besonders seiner Darstellung. Romanisch war er geblieben, aber er hatte aufgehört, ein Sohn der Kirche zu sein.

Diese und ähnliche Erfahrungen also ließen der Kirche, trotz ihrer Abneigung gegen das politische Princip der Bürgermonarchie, den gewaltsamen Fall des Julithrons keineswegs als ein erwünschtes Ereigniß erscheinen. Sie hatte entschiedene Fortschritte gemacht und die Gefahr lag nahe, daß die siegreiche Revolution ihre Spitze grade gegen die Geistlichkeit wenden möchte. Indessen stellte sich nach den Februarereignissen bald heraus, daß diese Besorgnisse unbegründet waren. Entschieden kirchenfeindliche Gefinnungen, wie 1793 und auch 1830, fanden sich im Grunde bei keiner Partei, selbst bei den Socialdemokraten nicht, die in der Herrschaft des absoluten Autoritätsprincips in der Kirche einen ihrem eignen Wesen verwandten Zug, wenn nicht klar erkannten, doch ahnten, und denen vor Allem der Kampf gegen das Bürgerthum keine Muße ließ, sich um Bischöfe und Pfarrer zu kümmern. Die gemäßigten Republikaner, ganz abgesehen davon, daß unter den Führern mehrere entschieden kirchlich gesinnt (wenn auch keineswegs Freunde der hierarchischen Bestrebungen) waren, dachten nicht daran, durch eine kirchenfeindliche Haltung die Zahl ihrer Gegner zu vermehren. Die große conservative Partei in allen ihren Schattirungen aber betrachtete den Clerus als ihren natürlichen Verbündeten. So sah sich die Kirche bald von allen Seiten umworben und sie verstand, diese Gunst der Verhältnisse mit meisterhafter Geschicklichkeit auszubeuten.

Es war für die katholische Kirche ein großer Vortheil, daß sie in keiner Weise an ein bestimmtes politisches System gebunden war. Wie sie ohne Bedenken das Wohl des Staates ihren kirchlichen Bestrebungen unterordnete, so war ihr auch die Staatsform verhältnißmäßig gleichgültig. Einer ihrer begabtesten Führer, Falloux, besann sich in den Tagen nach der Februarrevolution keinen Augenblick, seine alten legitimistischen Ueberzeugungen zu verleugnen, und der Republik und den Republikanern seine wärmsten Huldigungen darzubringen. Er feierte die edelmüthigen Instincte des siegreichen Pariser Volkes mit den überschwänglichsten Lobsprüchen. Alle Männer von besonnener Ueberlegung können nach ihm gar nichts besseres thun, als sich nach dem Beispiel richten, welches die Pariser im doppelten Taumel der Gefahr und des Triumphes gegeben haben. Um seine ultramontanen Wähler für die Republik zu begeistern, verweist er sie auf die Freiheit, welche in den vereinigten Staaten von Nordamerika die katholische Kirche genieße. Auch der streitbare, skandal- und händelsüchtige journalistische Vorkämpfer des Ultramontanismus, Louis Veuillot, säumte nicht, der Republik den Zoll der Ehrerbietung und Bewunderung darzubringen und die Monarchie als abgenutzte Institution in die politische Kumpfkammer zu werfen. Wenige Monate vergehen, und wir sehen die seltsamen Republikaner ihren ganzen Einfluß für die Wahl des Prinzen Louis Napoleon Bonaparte zum Präsidenten aufbieten, grade wie Thiers und viele andere Politiker der alten Schule es thaten, aber mit dem Unterschiede, daß die Clericalen bei der Unterstützung, die sie dem Prätendenten gewährten, ihren Vortheil ganz anders im Auge behielten, als die kurzfristigen Conservativen. Sie traten zu dem Prinzen gewissermaßen in ein Vertragsverhältniß; sie verpflichteten sich für ihn zu wirken, er versprach ihnen für die weltliche Macht des Papstes einzutreten. Dies Bündniß war für beide Theile von unschätzbarem Werthe. Napoleon zog diejenige Fraction der großen conservativen Partei, die allein im Stande war, einen Einfluß auf die Massen auszuüben, in seinen besonderen Dienst, und die Clericalen waren überzeugt, daß der Prinz ihnen den versprochenen Lohn nicht werde vorenthalten können, weil derselbe ihrer Unterstützung nicht nur zur Erwerbung, sondern auch zur Erhaltung der Herrschaft bedurfte und folglich auch für die Zukunft ihres Wohlwollens nicht entbehren konnte. Sollte der lange geplante Staatsstreich, der in Paris leicht genug durchzuführen war, dem Prinzen Frucht bringen, so mußte er von der nachträglichen Zustimmung der Bauern sanctionirt werden. Auf diese Zustimmung konnte er nur in dem Falle mit Sicherheit rechnen, wenn die Geistlichkeit für die napoleonischen Ideen wirkte. Und was für das nächste Plebiscit galt, das galt voraussichtlich auch für die späteren Wahlen, bei denen es sich ja doch immer um eine feierliche Kundgebung für oder gegen den Herrscher selbst und seine persönliche Politik handelte.

Zu einer die Massen beherrschenden Macht wurden jene zum Uebermaß gepriesenen napoleonischen Ideen erst, nachdem ihnen die Kirche ihr Siegel aufgedrückt hatte.

Zwar zog sich ein Theil der Stimmführer des Ultramontanismus, von dem Augenblicke an, wo die Herrschaftspläne des Prinzen unverhüllt an's Tageslicht traten, von dem Bündnisse zurück: so Falloux selbst, der sich kurz vor dem Staatsstreich der großen conservativen Majorität anschloß und sich an den ohnmächtigen Protesten derselben gegen die bonapartistischen Gewalththaten betheiligte, mehr um einer Anstandspflicht zu genügen, als um einen Erfolg zu erzielen. Aeußerte er doch selbst gegen Persigny, der ihn während seiner Haft besuchte: Ich gestehe es Ihnen, in Rücksicht auf meine Collegen aber nur ganz leise, ein, im Grunde denke ich, daß Sie wohl gethan haben.

Uebrigens waren die Proteste der Conservativen dem Präsidenten ebenso gleichgültig, wie die der Republikaner. Es war zu spät, ihn aus seiner wohl befestigten Stellung zu drängen. Das Bündniß mit den Ultramontanen hatte die Dienste geleistet, die man von denselben erwartet hatte: die Provinzen waren mit Hülfe der Geistlichkeit gewonnen worden; die Landbevölkerung bildete jetzt eine große, jede Volksabstimmung beherrschende Partei, in der katholische und bonapartistische Interessen sich eng mit einander verschmolzen hatten und eine solidarische, durch verspätete Versuche einzelner Führer nicht mehr zu lösende Verbindung eingegangen waren. Damit hatte der Kaiser denn in der That seiner Macht eine breitere Grundlage gegeben, als sie die vorhergehenden Regierungen besaßen, eine Grundlage, die unerschütterlich war, — so lange Napoleon die Pariser im Zaum zu halten vermochte.

So stehen sich denn während der Kaiserzeit drei Parteien gegenüber: 1) die parlamentarische, die aus gemäßigten Republikanern und Orleanisten zusammengesetzt ist, und denen sich die Legitimisten, die nicht im Stande waren, selbstständig zu handeln, anschlossen; 2) die Socialisten, und 3) die durch die römische Frage mit den Katholiken eng verknüpften Bonapartisten. Was dieser Parteibildung ihre Bedeutung gibt, ist, daß sie genau den verschiedenen Gesellschaftsclassen entspricht. Die parlamentarische Parteigruppe vertritt das gebildete und wohlhabende Bürgerthum, der radicale Socialismus das großstädtische Arbeiterproletariat, der Bonapartismus hat Wurzeln geschlagen in der breiten Masse der ländlichen Bevölkerung.

Die Bourgeoisie, gleichviel ob sie zu einer verfassungsmäßigen Monarchie hinneigte, oder für eine ideale Republik schwärmte, war noch immer die Trägerin und Pflegerin der politischen wie der allgemeinen Bildung. Aber diese Bildung hatte in den ziellosen und unfruchtbaren Kämpfen den größten Theil ihres idealen Gehalts eingebüßt und damit auch die Macht über die Gemüther verloren. Die Literatur war nach der glänzenden, aber rasch erbleichen-

den Abendröthe der Romantik verfallen, der Geschmack verwildert. Die glänzenden äußern Erfolge einzelner Schriftsteller standen in keinem Verhältnisse zu dem inneren Werthe ihrer Werke. Aber schon war es dahin gekommen, daß die Geltung und der Einfluß eines Schriftstellers nur noch von der Geschicklichkeit, mit der er dem mehr und mehr sinkenden Geschmack sich anzu-
bequemen wußte, abhängig war. So lange das Bürgerthum einer mächtigen Aristokratie eifersüchtig gegenüber gestanden, war dasselbe darauf angewiesen gewesen, durch das höchste Aufgebot seiner Kräfte seine Ueberlegenheit in beständigem Ringen zu bewähren. Ohne Nebenbuhler verfiel es zuletzt der Mittelmäßigkeit, von wo denn der Weg zum Gemeinen, zum Entäußern aller idealen Bestrebungen nicht weit war. Die Eigenschaften, auf die das Bürgerthum seine Berechtigung begründet hatte, waren verloren gegangen. Das politische Pflichtgefühl, auch in der Blütezeit des Constitutionalismus nur schwach entwickelt, war ganz geschwunden, seit das Zunehmen des Materialismus in der gesammten Weltanschauung und Denkweise den rücksichtslosesten persönlichsten Ehrgeiz oder die unersättlichste Gewinnsucht zur Triebfeder für jeden Einzelnen gemacht hatte, seit die politischen Grundsätze zu einem Deckmantel für die eigennützigsten Bestrebungen geworden waren. Wohl erhißte man sich und Andere durch die alten Schlagwörter, aber alle hohen Worte waren doch weiter Nichts als Phrasen, an die der Redner selbst am wenigsten glaubte, und die daher Niemanden zu selbstverleugnendem Mannesmuth begeistern konnten. Beschränkte sich doch der Muth der Abgeordneten, welche den Standpunkt des Bürgerthums zur Zeit des Staatsstreiches vertraten, darauf, daß sie nur „der Gewalt wichen“, d. h. daß sie nicht eher den Saal verließen, als bis die Gendarmen den Präsidenten beim Arme gefaßt hatten. Daß sie sich alsdann in theatralischem Aufzuge Arm in Arm zu Fuß nach Fort Mazas führen ließen, wurde nur von ihnen selbst als erhabenes Märtyrerkthum gepriesen. Brutal so lange sie im Besitz der Macht waren, frondirten sie, wenn ein Stärkerer die Zügel ergriffen hatte, streckten aber alsbald die Waffen, wenn der Gegner, um dem Frondiren ein Ende zu machen, von seinen eigenen Waffen Gebrauch machte.

Die von dem liberalen Bürgerthum getragenen Parteien waren also, bei dem demoralisirten und geistig herabgekommenen Zustande dieser einst so glänzenden Gesellschaftsschicht, dem Kaiser nur in so fern gefährlich, als ihre Opposition eine gewisse Aufregung erhielt, welche die radicalen Parteiführer benutzten, um das Proletariat, den vierten Stand, in eine revolutionäre Stimmung zu versetzen. In den revolutionären Reizungen des Proletariats aber erkannte Napoleon die eigentliche Gefahr für seine Herrschaft. Daß er viel gethan hat, um die arbeitenden Classen durch Verbesserung ihrer äußeren Lage zu gewinnen, daß er ihnen gesunde Wohnungen zu verschaffen suchte,

daß er ihnen panem et circenses bot, so viel in seiner Macht stand, ist bekannt. Aber diese Wohlthaten befriedigten die von den ehrgeizigen und fanatischen Führern der socialistischen Secten genährten utopistischen Wünsche der Arbeiter keineswegs, und ihre Wirkungen auf das wogende Meer der hauptstädtischen Bevölkerung waren daher nur gering; die Gefahr eines revolutionären Handstreichs schwebte unausgeseht über dem Haupte des Kaisers. Dies sah Napoleon denn auch sehr wohl ein und in seiner geräuschlosen Weise rüstete er sich im Voraus, einem solchen durch ein wohl zusammenhängendes militärisches Vertheidigungssystem zu begegnen. Wie vortrefflich ausgedacht dies System war, ergibt sich aus der Furcht, die es den Massen einflößte; trotz der heisillosen Hestigkeit und Erbitterung, mit der die Presse den Kaiser 1869 während seiner Krankheit und der dadurch verursachten Schwächung seiner Thatkraft verfolgte, erschöpfte sich der Muth der Opposition in einigen ziellosen Straßencravallen, deren leichte Unterdrückung in dem Kaiser nur das Bewußtsein seiner militärischen Ueberlegenheit über das hauptstädtische Proletariat befestigte. Der Sturz des Kaiserthums erfolgte erst dann, als die furchtbaren Niederlagen im Felde Napoleon genöthigt hatten, die Hauptstadt sich selbst zu überlassen; die Macht des Kaisers mußte erst durch die deutsche Kraft zertrümmert werden, ehe die Pariser wagen konnten, das lange getragene verhaßte Joch abzuschütteln.

Durch die zwanzigjährige Beherrschung der Hauptstadt hat der Kaiser den Beweis geliefert, daß seine Macht stärker war als das Geld und die staatsmännische Schulung des Bürgerthums, und die leidenschaftliche Erregung der Arbeiterclassen. Das Plebiscit zeigte, daß die Ergebenheit des Bauernstandes durch die Angriffe und Anklagen seiner Feinde nicht erschüttert war. Das Bündniß des Bonapartismus mit dem Clerus hatte sich unausgeseht und dauernd bewährt. Der Bauernstand, wie er den Staatsstreich sanctionirt hatte, war der Sache des Kaisers treu geblieben. Wie weit diese Ergebenheit auf Anhänglichkeit an den Kaiser und auf der Gewalt der napoleonischen Tradition, wie weit sie auf dem Einfluß des Clerus, wie weit auf unermüdlicher Einwirkung des Präfectenthums beruhte, das läßt sich gar nicht im Einzelnen auseinander halten. Nur so viel steht fest, daß der stoßweise wirkenden Macht des städtischen vierten Standes ein ländlicher vierter Stand gegenüber getreten war, der in seinem schwerfälligen Beharrungsvermögen jenem nicht nur das Gegengewicht hielt, sondern ihm entschieden überlegen war; natürlich (das darf man nicht aus dem Auge verlieren) nur so lange die Staatsgewalt mittelst ihrer bewaffneten Macht die Hauptstadt im Zaum zu halten vermochte.

Daß der Gegensatz zwischen den großen Städten und dem flachen Lande, der gegenwärtig eine so verhängnißvolle Bedeutung erlangt hat, unter dem

Kaisertum die Grundlage der Parteibildung wurde, darin kann man an sich nur eine natürliche und wohlberechtigte Reaction der Peripherie gegen das Alles verschlingende und aufsaugende Centrum sehen. Unheilvoll dagegen war, daß weder der Kaiser, noch die Kirche daran dachten, den Bauernstand geistig zu emancipiren, ihm frische Lebenskraft einzusüßen und ihn dadurch zu einem selbstständigen Widerstande wider die hauptstädtischen Einflüsse zu befähigen. Jedem amtlichen Einflusse zugänglich, blind den Befehlen der Präfecten gehorchend, gelangte die Landbevölkerung doch nicht zu dem Bewußtsein ihrer Bedeutung. Aus ihrer Wahl ging die ungeheure Mehrheit des gesetzgebenden Körpers hervor; aber diese Mehrheit brachte es niemals dahin, eine unabhängige Regierungspartei zu bilden, sie war und blieb die gehorsame Dienerin des Kaisers, ein außerordentlich brauchbares Rad in der kaiserlichen Regierungsmaschine, so lange der Lenker der Maschine alle Theile derselben in regelmäßiger Thätigkeit zu erhalten im Stande war, aber eine todte, regungslose Masse, sobald die geringste Stockung in dem verwickelten Räderwerk eintrat.

Das zeigte sich, als das Kaisertum nach dem Siege von Sedan widerstandslos zusammenbrach. Der Kaiser gefangen, die Regierung kopflos, Paris fast ganz von zuverlässigen Streitkräften entblößt: diese Umstände genügten, um in Paris dem Volke die Macht in die Hände zu schieben; die Erklärung der Republik in den verhängnißvollen Septembertagen war eine eben so leichte wie selbstverständliche Sache. Die willenlose Landbevölkerung aber schwieg, das heißt, sie unterwarf sich dem städtischen Proletariat, nicht etwa dem Bürgerthum, das von den Ultra-Demokraten rasch ganz bei Seite geschoben wurde.

Wie die Regierung der Nationalvertheidigung von der Pariser Demokratie gegründet war, während die Nation rathlos und jedes Entschlusses, jedes selbstständigen Handelns unfähig, die Gebote der Hauptstadt eben nur über sich ergehen ließ und ihnen gehorchte, weil sie aller Mittel entbehrte, sich ihnen zu widersetzen, so waren auch in dem jetzt folgenden Abschnitte des Krieges die Häupter der Pariser radicalen Parteien, die damals noch zu einer großen Masse verschmolzen waren, die Schürer und Leiter des Widerstandes gegen die immer gewaltiger von allen Seiten siegreich andringenden deutschen Heeresmäulen. Gambetta beherrschte die Regierung und in Gambetta war der Pariser Radicalismus verkörpert. Und als er seine Luftfahrt antrat, trennte er sich nicht von dem Pariser Geist; er war innerlich unauflöslich mit ihm verbunden, er nahm ihn mit sich, um ihn durch das ganze Land zu verbreiten und zur Herrschaft zu bringen. Und daß ihm dies gelungen ist, läßt sich nicht bestreiten. Frankreich hat Gambetta's Erfolg theuer zu bezahlen gehabt; aber daß derselbe in seiner verderblichen wahnsinnigen Verblendung

Ueberraschendes geleistet hat, wird Freund und Feind ihm ohne Bedenken zugestehen. Wir sagen Ueberraschendes; denn was über die Stimmung des Landvolkes seit dem Falle von Metz und der Ergebung Bazaines verlautete, schien die Erwartung zu rechtfertigen, daß die Franzosen, des Widerstandes müde und von seiner Fruchtlosigkeit überzeugt, die Waffen von sich weisen würden, die Gambetta's Machtgebote ihnen aufzuzwingen suchten. Dies war ein Irrthum gewesen; Gambetta's Wille war mächtiger, als die von Tage zu Tage sich steigende Friedenssehnsucht, als der gesunde Menschenverstand, der in jedem neuen Unternehmen nur die Ursache neuer Niederlagen voraussah. Wie kam, daß dennoch Gambetta stets „unwilligen Muth den zum Tod Hinwandelnden weckte?“ Wie kam, daß Frankreich, in eine große Waffenschmiede verwandelt, Schaaren auf Schaaren zum Kämpfen ausandte, freilich zuchtlose, ungeübte Schaaren, die ihr Schicksal voraussahen, aber doch ungeheure Massen, deren Ueberwindung der gewaltigen deutschen Kraft noch manche harte Probe auferlegte. Es war nicht Begeisterung, was diese Massen zusammenbrachte, es war die Furcht vor Gambetta. Die Furcht aber würde er, trotz seiner wilden und rücksichtslosen Energie, nicht erzeugt haben, wenn er nicht der anerkannte Mandatar des Pariser Radicalismus gewesen wäre, wenn nicht der Wille der Hauptstadt seinen Befehlen Nachdruck gegeben hätte. Er übte seine Dictatur im Namen von Paris aus, und Paris, obwohl eingeschlossen und von jedem regelmäßigen Verkehr mit dem Lande abgeschnitten, mit jeder Luftballonpost das Land um Hülfe ansehend, beherrschte Frankreich. Paris selbst aber wurde von der arbeitenden Classe beherrscht, welche die Absetzung des Kaisers erzwungen hatte, und die in Paris zurückgebliebenen Mitglieder der Regierung vielmehr lenkte, als sie von ihnen gelenkt wurde. Sie hatte, auch von Gambetta getrennt, die Fühlung mit ihm nicht verloren. Sie hielt seine Stellung — nicht selten über seinen Standpunkt noch hinausgehend — in Paris aufrecht, während er das Land nach ihren Grundsätzen bearbeitete.

Die für die Beurtheilung der Parteiverhältnisse während der zweiten Periode des Krieges bedeutungsvollen Thatsachen sind also 1) daß die bürgerlichen Parteien in allen ihren Schattirungen sich als vollkommen ohnmächtig bewiesen, 2) daß der Bauernstand, mächtig so lange er durch die vereinten Kräfte des Bonapartismus und Clerus geleitet wurde, sich völlig passiv und duldend zeigt, sobald die Einwirkung der beiden Verbündeten aufhört, 3) daß die großstädtische Demokratie durch ihren Dictator eine fast unbeschränkte Herrschaft über das Land ausübt.

Allerdings wurde der Dictator endlich gestürzt, aber erst dann, als die Kräfte des Staates in dem Grade gelähmt waren, daß ein längerer Widerstand gegen den auswärtigen Feind zur Unmöglichkeit geworden war. Daß

die Beseitigung Gambetta's erst nach der Vernichtung aller Streitkräfte des Staates erfolgte, ist eben der schlagendste Beweis für das Uebergewicht der Hauptstadt über das ganze Land. Die Ueberzeugung von dem Wahnsinne des Widerstandes hatte die Gegner des Krieges nicht zu einer Friedenspartei zu vereinigen vermocht; erst mit dem Aufhören des Kampfes, in Folge der absoluten Unmöglichkeit, neue Streitmassen dem Feinde entgegenzustellen, brach die Kriegspartei in sich zusammen.

Die Wahlen zur Nationalversammlung wurden in überwiegender Mehrheit von der Landbevölkerung entschieden, die vor etwa einem Jahre Napoleon ein so glänzendes Vertrauensvotum ertheilt hatte. Da aber die Wahl von Bonapartisten damals eine Unmöglichkeit war (wie sie es auch noch in diesem Augenblick ist), so griffen die „Bauern“ auf die alten Parteien, die Bourbonnisten und die Orleansisten zurück, jedoch nur, weil sie in ihnen entschiedene Gegner der Pariser Kriegspartei, des demokratischen, socialistisch gefärbten Radicalismus sahen. Kaum war aber der Frieden zum Abschluß gebracht, so steckten die Anhänger der beiden alten Monarchieen ihr Banner auf. Es begannen im Stillen einerseits die Bemühungen, die beiden Linien zu verschmelzen, andererseits die Intriguen, die den Kampf um die Staatsform einleiten sollten, aber in überraschender Weise durch den leichtsinnig heraufbeschworenen Communistenaufstand unterbrochen wurden. Wir verzichten hier darauf, die Masse der Aufständischen nach ihren Bestandtheilen zu zergliedern und die Fäden zu entwirren, die in der Commune zusammenliefen; für unseren Zweck genügt, die eine für die Beurtheilung der französischen Verhältnisse maßgebende Thatsache hervorzuheben, daß der Aufstand ursprünglich den Charakter einer Reaction des hauptstädtischen centralisirenden Radicalismus gegen die der Pariser Herrschaft überdrüssige Landbevölkerung an sich trug, und daß er nur nach und nach später, seinen ursprünglichen Triebfedern gerade entgegengesetzt, sich mit dem Banner der Communalfreiheit zu decken suchte, mit dem nicht bloß stillen, sondern gelegentlich klar genug angedeuteten Vorbehalte, auf dem Wege der Assimilierung aller übrigen Gemeinden zu der Centralisation der Staatsgewalt in der Hand der Pariser Bevölkerung zurückzukehren. Es war eine höchst seltsame, aber durch die Verhältnisse mit Nothwendigkeit herbeigeführte Verkehrung der Sachlage, daß Paris scheinbar für das Programm der Decentralisation, die Departements für die Staatseinheit kämpften.

Vielleicht wird sich später die Gelegenheit bieten, diese Verwirrung der Begriffe und Verhältnisse, sowie die theilweise erfolgte Klärung der Sachlage eingehender zu erörtern; hier, wo wir es nur mit der Entwicklung des Parteiwesens zu thun haben, sei zunächst bemerkt, daß der Versuch, den Gegensatz des ländlichen und städtischen vierten Standes für monarchische Parteizwecke

auszubeuten, an den durchaus, wir sagen nicht republikanisch, sondern anti-monarchisch ausgefallenen Nachwahlen gescheitert ist. Der Bauer kennt nur eine Monarchie: den auf den Clerus sich stützenden bonapartistischen Cäsarismus. Trennen sich Clerus und Bonapartismus, so fällt er sofort Einflüssen anderer Gattung anheim. Bei den Hauptwahlen wurde er allerdings noch durch sein eigenstes Interesse, durch das Friedensbedürfniß geleitet, bei den Nachwahlen wurde er von der Strömung der großstädtischen öffentlichen Meinung fortgerissen. Er hat für die Republik gestimmt, weil ihm der Graf von Chambord und die Orleans gleichgültig sind, und weil die Desorganisation des Bonapartismus ihm unmöglich machte, im Sinne des letzten Plebisits zu stimmen.

So beherrschen denn gegenwärtig die Republikaner die Lage. Aber welche Republikaner, die bürgerlichen unter Thiers Führung, oder die radicalen? Zunächst ohne Zweifel die bürgerlichen. Der Sieg der Thiers'schen Regierung über die Commune hat dem Bürgerthum für den Augenblick eine Macht in die Hände gespielt, die es lange nicht besessen hat und die es zum Theil, seinen Traditionen getreu, in ziemlich engherziger Weise auszubeuten sucht. Aber in Gambetta, der um so gefährlicher ist, je mehr er bemüht ist, mit berechneter Mäßigung aufzutreten, hat der Radicalismus bereits seinen Führer gefunden und in die Nationalversammlung entsandt. Der Kampf der Parteien scheint sich daher zunächst zu einer Machtfrage zwischen Thiers und Gambetta zuzuspitzen. Der Ausgang dieses Kampfes, die Wirkung, die derselbe auf die gegenwärtig zu Boden liegenden Parteien ausüben wird, läßt sich augenblicklich um so weniger voraussagen, da ein ganz neues Element sich anschickt, die Kampfbahn zu betreten: das sind die politisirenden Generale. Der schreiblustigste unter ihnen, Faidherbe, hat bereits sein Pronunciamento für Gambetta in die Welt geschickt, und andere werden folgen. *) Eine üppige Entwicklung dieses Elementes — das bis jetzt in Frankreich unter der Wucht des Staatsgedankens nicht hat aufkommen können — würde das französische Parteiwesen in ganz neue, aber gewiß nicht heilsamere Bahnen als die bisher betretenen drängen.

*) General Chamzy ist bereits gefolgt.